

„Ritualisierung in Gebräuchlichkeiten“ und Einführung in die Generative Ethnographie

Überarbeiteter Vortrag, gehalten anlässlich der 3. Matreier Gespräche, Dezember 1978

Wenn Koenig von einem „unerläßlichen Übertritt“ der Verhaltensforschung in „Be-
reiche, die bisher vorwiegend von der Volks- und Völkerkunde bearbeitet wurden“
spricht, dann gilt dies gleicherweise umgekehrt von der Ethnologie her – von den
„eineigen Zwillingen Volks- und Völkerkunde“. Nach dem großartigen Überblick, den
Hirschberg von der Völkerkunde her gegeben hat, muß ich betonen, daß ich von
einem spezialisierten Teilgebiet her spreche, von der „Generativen Ethnographie“, in
die ich deshalb und weil sie eine noch wenig bekannte Spezialdisziplin ist, vorerst eine
Einführung geben muß:

Daß Sprechen nur **eine** Form kulturgeprägten Verhaltens ist, muß man nicht erst be-
weisen. Bereits 1929 hat Sapir daraus die Erwartung formuliert, daß Methoden und
Ergebnisse der Sprachwissenschaft ganz allgemein bei der Interpretation menschlichen
Verhaltens von Nutzen sein könnten. Seither geistert dieser Gedanke durch die Werke
von Kulturanthropologen und Ethnologen. Aber es ist, könnte man volkstümlich sagen,
„nie was Rechtes draus geworden“. Erst der hohe Entwicklungsstand linguistischer
Methodik, durch den Sprachstrukturalismus ausgelöst, hat wirksame neue Anstöße ge-
geben. Das gilt vor allem für das viel umstrittene Theoriegebäude Noam Chomskys,
bekannt geworden unter dem Stichwort „Generative Grammatik“ oder „Generative
Transformationsgrammatik“. Allerdings wurden diese Gedanken auch nur vereinzelt auf-
genommen, so in Amerika von Durbin und in Europa von Göhring. Ich selbst bin
Chomskys Ansätzen in den 60er Jahren begegnet – und interessanterweise erst sehr
spät dem entscheidenden Aufsatz von Heinz Göhring im „Anthropos“.

Der sinnfälligste Zugang zum Chomskyschen Denkansatz sind die Begriffe der
„Kreativität“ und der „Kompetenz“: „Was den Beherrscher einer Sprache auszeichnet,
ist nicht etwa seine Fähigkeit, bereits gehörte Sätze zu wiederholen, sondern vielmehr
seine Fähigkeit, Sätze hervorzubringen und zu verstehen, denen er niemals vorher be-
gegnet war.“ Auf das voll enkulturierte Mitglied einer Kulturgemeinschaft angewendet:
„... die schöpferische Fähigkeit, neue Verhaltensabfolgen selbst hervorzubringen und
beobachtend zu verstehen.“ Dabei ist die Zahl der neuen Sätze (und neuen Verhaltens-
weisen) theoretisch unendlich. Und das, obwohl die Zahl der verwendeten Elemente
(Wörter wie Verhaltenselemente) natürlich endlich ist. Chomsky nennt deren Gebrauch
„Kompetenz“. Sie erfordert, daß der Mensch nicht nur über ein „Lexikon“ von Ele-
menten verfügt, sondern auch über ein System von „Regeln“, mit deren Hilfe sprach-
liche (oder andere) Zeichen mit semantischen Deutungen verbunden werden. Neu ist
die Sache eigentlich nur in ihrer Konsequenz. Schon Humboldt hat die Sprache als
„einen Vorrat von Wörtern und ein System von Regeln“ charakterisiert. Wenn man
dieses System „Grammatik“ nennt, so darf man es nicht mit der bewußt gelernten
Grammatik im landläufigen Sinne verwechseln, die schon „Aktualisierung“ darstellt.
Zwischen dieser – hier spielt allerlei hinein, wie etwa die Begrenztheit des Gedäch-
nisses, Unaufmerksamkeit, äußere Umstände und dergleichen mehr – und der „Kom-
petenz“ unterscheidet Chomsky genau. Übrigens, wie Göhring bemerkt, „eine beme-
rkenswerte Analogie zum ethnologischen Problem der Relation zwischen Normensystem
und effektivem Verhalten – wenn es sich nicht gar um verschiedene Aspekte des
gleichen Grundgedankens handelt“. Das System von Elementen und Regelwerk ist dem
Menschen – im weitesten Sinne und mit aller Vorsicht gesagt – „angeboren“.

Eine generative Grammatik ist nun nichts anderes als ein Modell, das die sprachliche
Kompetenz nachbilden soll. Und zwar – um damit gleich wieder ins Allgemeine über-
zugehen – als Abstraktion aus den Kompetenzen der individuellen Kulturmitglieder.

Göhring hat für diesen neuen Zweig der Ethnologie als Bezeichnung „Generative
Kulturgrammatik“ oder „Generative Ethnographie“ vorgeschlagen. Ich habe mit anderen
den zweiten Ausdruck gewählt. Einfach, weil in ihm – quantitativ – mehr liegt: der

Weg nämlich zu einer „totalen Ethnographie“ im Sinne Goodenoughs. Wobei klar ist, daß sie ein Ideal darstellt, dessen Wert darin besteht, zur Annäherung zu reizen. Ich persönlich möchte sogar insofern über Göhring hinausgehen, als für mich „Generative Ethnographie“ einfach alle grundlegende Befassung mit der Entstehung und dem Wandel, also die Formierung von kulturellen Verhaltensweisen ist.

„Generative Ethnographie“ in diesem meinen Sinne ist gestützt auf den Chomsky'schen Ansatz vom „Lexikon“ (oder „Reservoir“) von Elementen und dem Regelwerk, von dem ich gesprochen habe. Dabei ist m. E. der heftige Streit darüber, ob solche Hypothesen „wahr oder unwahr“, verifizierbar, falsifizierbar sind, müßig. Sie haben sich als funktionstüchtig in der Linguistik und, wie ich schon heute sagen darf, in der Ethnographie erwiesen; und nur darauf kommt es an.

Es wird manchmal die Frage gestellt, wieso gerade „Generative **Ethnographie**“? Weil es dieser Wissenschaft nicht wie der Soziologie „einfach um die zwischenmenschlichen Beziehungen“ geht, sondern um „den wechselseitigen Einfluß von sozialen Gegebenheiten und kulturellen Formen und Gütern in Gemeinschaften jeder Form und Größenordnung“. Und „gerade dieses funktionelle Verhältnis interessiert die neuere Volkskunde“ (Bausinger).

Solcher Anspruch aber bedingt, daß die Volkskunde noch viel weniger isoliert und selbstgenügsam sein kann als die anderen Wissenschaften vom Menschen. Daß wir dabei für die Elementenforschung besonders die Verhaltensforschung brauchen, liegt auf der Hand. Wie sich noch zeigen wird, aber ebenso, wenn wir dem „Regelwerk“ nachzuspüren versuchen.

Schon in der Materialsammlung müssen sich die Methoden der Generativen Ethnographie wesentlich von den herkömmlichen volkskundlichen Methoden unterscheiden. Z. B. verkehrt sich vollkommen die Bedeutung von Befragung und Beobachtung. Konsequenter weitergedacht führt das zum Bemühen der amerikanischen Kulturanthropologie, „nonverbale Befragungsmethoden“ zu entwickeln. Der nonverbale Anteil der Kommunikation ist nicht nur der Verstellung, dem Irrtum und dem Mißverständnis ferner als der verbale, sondern auch dem Unbewußten näher, in dem sich Vorgänge wie die Ritualisation im wesentlichen abspielen.

Bei der Materialverarbeitung zeigte sich die Anwendung von „semantischen Reihen“ sehr ergiebig – eine Methode, die in letzter Zeit besonders Komorovsky gut entwickelt hat. Dabei erfolgt (sehr verkürzt gesagt) die Verschachtelung, die „gleichzeitige“ Anwendung von synchroner und diachroner Betrachtung einer Erscheinung. Z. B. einer Hochzeitszeremonie, an der Komorovsky darlegt, „wie dieselbe kommunikative Bedeutung unter Zuhilfenahme verschiedener Zeichen dargestellt werden kann“ (die eine Reihe), während in die zweite Reihe solche Zeichen eingestuft werden, „die ihre Bedeutung in Abhängigkeit von den Zeremonienstrukturen und den Situationen ändern“. – So gelingt es, Elemente zu isolieren, aber auch bereits, Gesetzmäßigkeiten auf die Spur zu kommen.

Noch etwas zum Begriff der „Elemente“. Weiß hat „Brauchelemente“ aufgezählt wie „Spiel, Wettlauf, Kampf, Tanz, Umzug...“. Sicher sind das noch nicht „Elemente“ im Sinne der Generativen Ethnographie; etwa besteht der Wettlauf mindestens aus Lauf und Wettbewerb, der Tanz aus seinen Figuren usw. Das die Untersuchung so erschwerende „Ineinanderweben“ – ich gebrauche manchmal lieber solch altmodische Wörter, weil sie funktionstüchtiger sind als so manches fachchinesische Modewort – ist zugleich auch das faszinierendste Erlebnis des generativ arbeitenden Ethnologen. Biologisch-tierische und kulturwüchsig-menschliche Elemente in unterschiedlichstem Spezialisierungszustand wachsen zu so kompakten Verhaltensweisen zusammen, daß selbst im einfachsten Falle ihre gedankliche Isolierung schwerfällt. Oft hilft das Denken in „sprachlichen“ Kategorien weiter. Etwa wenn wir uns klar machen, daß Verhaltens-elemente in der Art wie Wörter funktionieren, z. B.:

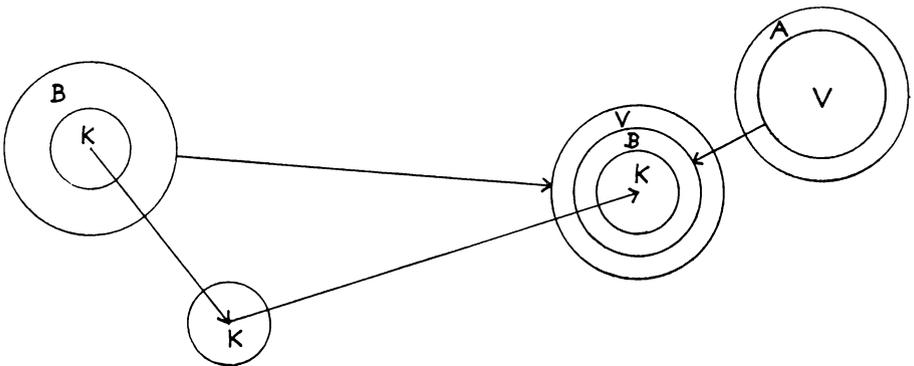
Band, Schleife, Masche : Fahne, Kleidungsstück = Eigenschaftswort : Hauptwort

D. h., Band, Schleife, Masche haben wie das Eigenschaftswort die Funktion, zu ergänzen, zu verändern, zu präzisieren.

Diese „Gleichung“ ist mir seinerzeit beim Anblick zweier nebeneinanderhängender Fahnen am „Dachboden“ am Wilhelminenberg eingefallen, deren eine eine schwarze Trauerschleife trägt.

Damit aber kommen wir neuerlich zur „Grammatik“, zum Regelwerk. Wie bei den Elementen können hier natürlich nur wenige Beispiele behandelt werden. Als wichtigste der „Regeln“, nach denen aus den immer gleichen Elementen immer neue funktions-tüchtige Verhaltensweisen formiert werden, erweist sich sehr bald die **Ritualisation**.

Und sofort fällt uns der Hinweis von Lorenz ein, daß schon J. Huxley den Begriff Ritualisation „ohne Anführungszeichen gleichermaßen für solche Prozesse gebrauchte, die sich in der Stammesgeschichte von Mensch und Tier abspielen, wie für solche, die sich in der Kulturentwicklung des Menschen, und nur in dieser, vollziehen“. Es geht um das Werden von Symbolen aus Verhaltensweisen mit ursprünglich anderer Funktion, von Symbolen, die der Verständigung zwischen Artgenossen dienen. Broch weist etwa bei der Untersuchung der Demutsgebärde (Verneigung) auf einen wesentlichen Unterschied zum Tier hin: Sie kann „lediglich scheinbare Unterwerfung sein, während die aggressive Absicht beibehalten wird“. Nicht nur an diesem Fall („Ritualisierung als Verschleierung“) erweist sich Ritualisation für den generativ arbeitenden Ethnologen eigentlich als ein ganzes „Bündel von Regeln“. – Und natürlich werden fast immer mehrere Regeln zugleich wirksam; auch hier ist die gedankliche Isolierung eine oft mühsame Arbeit. Ein sehr hübsches Beispiel, in dem neben Ritualisierungen eine sehr wichtige, uns häufig begegnende Regel wirkt, ist der „Rowisch-Kirta von Mattersburg“:



Legende:

- B = Äußeres und inneres Brauchtum der Burschenschaft Mattersburg
- K = Kirchtagsbräuche
- A = Allerweltskirchtag
- V = Volksfestcharakter

Bis zum zweiten Weltkrieg gab es in Mattersburg eine voll funktionierende Dorfburschenschaft, deren Symbol der „Rowisch“ war, das Kerbholz, auf dem die Zeche mittels Kerben vermerkt wurde. Diese Burschenschaft löste sich auf, und ihr Brauchtum ging verloren. Um 1960 entschloß man sich, das Kirchtagsbrauchtum wieder aufzunehmen, um dem „Allerweltskirtag“ wieder mehr brauchtümlich-farbigen Charakter zu geben. Nach und nach wurden aber auch Begehungen aus anderen Bereichen der ehemaligen Burschenschaft in den Kirtag übernommen. Es entstand eine „ganz neue“ Form – eine Mischung aus „modernem Volksfest“ und brauchtümlich überreichem Kirtag.

Zwei „Regeln“ sind erkennbar wirksam:

1. Ritualisierung: Verschiedene einst in anderer Funktion wirksame Begehungen wurden zu Kirchtags-Symbolen. Besonders deutlich wird das eben am „Rowisch“ (ungarisch „rovás“ = „Kerbe“). Das Kerbholz, das wir kaum noch kennen (obwohl wir das Wort in der Redensart „Etwas am Kerbholz haben“ noch gebrauchen), war einst rein sachlicher Bestandteil eines harten Alltags: Mit ihm wurden Zehent- und Fronleistungen aufgezeichnet und verrechnet. In den ländlichen Burschenschaften wurde es, wie gesagt, zur Verrechnung der Zeche zwischen Wirt und Burschenschaft verwendet. Es wurde zum Symbol der dörflichen Gemeinschaften der ledigen Männer und blieb es

auch, als seine praktische Funktion endete. In Neckenmarkt z. B. nennen die Burschen eine Rosette mit Bändern, die sie an der Hose aufgenäht tragen, „Rowisch“; früher steckten sie das Holz bei Nichtgebrauch in den Stiefel – die schmückenden Bänder hingen außen herunter. Der vorläufig letzte Schritt der Ritualisierung ist die Verwendung in Bezeichnungen wie „Rowischmaster“ für den Burschenführer usw. – und in Mattersburg in der Benennung des Kirchtages als „Rowischkirntag“.

2. Wiederverwertung von Restbeständen: eine „Regel“, die uns, wie gesagt, bei der Formierung neuer kultureller Verhaltensweisen immer wieder begegnet.

Lévi-Strauss sieht in der Verwertung von „aus alten Strukturen entlassenen Restbeständen in neuen Strukturen“ das Charakteristikum des primitiven oder „wilden“ Denkens („pensée sauvage“) im Unterschied zum „Ingenieurdenken“ des Zivilisationsmenschen. Wie immer ist er sehr skeptisch in der Anwendung auf die eigene Gesellschaft. Aber wir finden diese „Wiederverwertung“ auch in unserer Volkskultur immer wieder; Koenig hat darauf hingewiesen.

Diese „Regel“ scheint mir auch bei einer Neubildung im Polterabendbrauchtum des Burgenlandes wirksam gewesen zu sein: beim „Kistenbesteigen“ von Donnerskirchen. Es entstand aus der Ritualisierung des simplen Abschiedsabendes für den Bräutigam mit Wirtshausrundgang, gemeinsamem Essen und Trinken, Hänseleien wegen des bevorstehenden „Gefängnisses Ehe“, „Ablieferung“ bei der Braut. Der Bräutigam wird jetzt in eine Kiste genagelt, aus der nur sein Kopf herausschaut, und so „an die Stätten seiner Jugend“, nämlich in die Wirtshäuser getragen und dort „notdürftig geatzt“, während seine Kameraden reichlich essen und trinken; zuletzt wird er einfach vor dem Hause der Braut abgesetzt, die schon mit Werkzeug wartet, um ihn zu „befreien“.

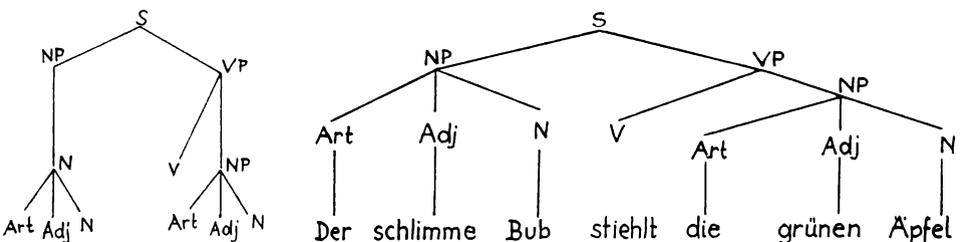
Das Merkwürdige und generativ Bedeutsame ist nicht so sehr die Tatsache, daß die Donnerskirchner einen „neuen Brauch erfunden“ haben, den es haargenau in derselben Form im Salzkammergut gibt, als der Umstand, daß jeder Beschauer der Symbolik zu folgen, sie zu „erkennen“ vermag – auch wenn er ihr nie vorher begegnet ist. In der Begegnung mit neuen Gebräuchlichkeiten wird unsere „Kompetenz“ deutlich.

Rund um die Hochzeit lassen sich in der Gegenwart aber überhaupt eine ganze Reihe von fortschreitenden Ritualisierungen verfolgen. Es fällt uns freilich weniger auf, weil wir im Rahmen dieses sowieso schon hoch ritualisierten Zeremonials „den Wald vor Bäumen nicht sehen“. So fährt man, um nur ein Beispiel anzuführen, beim „Brautstehlen“ immer häufiger nicht mehr in ein anderes Dorf, sondern geht mit der entführten Braut nur in ein anderes Zimmer des Gasthofes, in dem die Hochzeitstafel stattfindet.

Auch bei den Sportlern – besonders „erfindungsreich“ auf dem Gebiet neuer Gebräuchlichkeiten – spielen die hochzeitlichen Begehungen eine große Rolle. Das „Spalier“ nach der kirchlichen Trauung wird durch Ritualisierung sportlicher Formen ausgestaltet. Natürlich haben die Vereinskollegen ihren Sportdress an. Bei Fußballern beobachten wir immer öfter das „lebende Tor“: Ein Mann legt sich quer über die Schultern des letzten Paares; der Bräutigam muß in das so entstandene Goal dreimal einschließen, häufig mit einem Ball, der das Hochzeitsdatum trägt. Bei den Judokas konnte ich beobachten, daß der Bräutigam nach dem Durchschreiten des Ehrenspaliers von einem Klubkameraden dreimal „geworfen“ wird.

Im Anschluß an die Beispiele aus den Hochzeitsbräuchen sei kurz vorgeführt, wie das „Modell der Kompetenz“ in einer Generativen Grammatik und wie es in der Generativen Ethnographie aussieht:

a) Eine der häufigsten Satzstrukturen mit einem Beispiel:

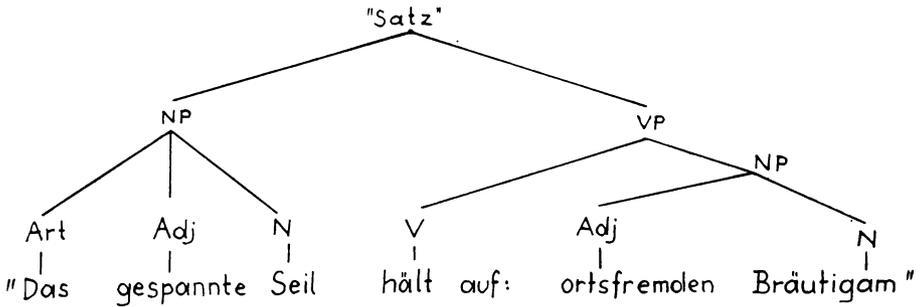


Legende: S = Satz; NP = Nominalphrase; VP = Verbalphrase; N = Nomen; V = Verbum; Art = Artikel; Adj = Adjektiv

Jeder Beherrscher einer Sprache erkennt diese Satzstruktur, eine Erweiterung der grundlegenden: Satz aus NP und VP, wobei die NP nur aus einem Nomen (z. B. „Günther“), die VP nur aus einem Verbum („stiehlt“) und einem Nomen („Äpfel“) besteht.

b) Derartige „Satzstruktur“ aus dem Hochzeitsbrauchum:

„Seil hemmt Hochzeitszug“; oder ausführlicher:



Der „Satz“ stammt aus dem Burschenbrauch, dem Hochzeitszug den Weg zu versperrern, wenn der Bräutigam nicht aus dem Ort ist. Statt wie in unserer Darstellung die sogenannten „Strukturbäume“ kann man für das Modell zur weiteren Mathematisierung Klammerausdrücke verwenden.

Beim Sport gibt es, wie angedeutet, natürlich auch außerhalb der Hochzeit zahlreiche neue Gebräuchlichkeiten. Erwähnt sei der bei jedem Eishockeyspiel mehrmals zu beobachtende Halbkreis, den der Tormann vor seinem Gehäuse zieht (und der heute bestimmt nicht mehr dem „Wegkehren“ des aufgefahrenen Schnees dient, dessen symbolisch „hemmende“ Funktion aber deutlich ist). Oder der quasi ritualisierte Ausdruck der Begeisterung über ein wichtiges Tor bei Eishockey, Fuß- und Handball, indem sich die anderen Spieler über den Schützen werfen. Auch die Formen gehören hierher, welche die Donawitzer Vöest-Arbeiter 1976 fanden, am Siegeszug ihres Werksportvereins „teilzunehmen“: Das Aufmalen besonders guter Resultate auf die Werk-Loks, das Dekorieren der Arbeitshelme mit Papierblumen usw.

Keihen wir aber nochmals zu den Burschen zurück: Früher gehörte der „Taschenveitl“, ein einfaches zusammenklappbares Sackmesser, zu den Symbolen des Eintritts in das Burschenalter. Dieses Symbol hat sich bei bestimmten Nachfolgeorganisationen der Burschenschaften erhalten: bei Geselligkeitsvereinen, die sich „Taschenveitl-Club“ oder ähnlich nennen. Das Messer spielt bei ihren Begegnungs- und Geselligkeitsformen mehrfach eine Rolle: als überdimensionierte Nachbildung über dem Stammtisch, als winzig verkleinerte in der Hosentasche des einzelnen Mitgliedes und in dem Gruß „Veitl auf!“, worauf der andere sein Messerchen vorweisen oder in die Vereinskasse zahlen muß. Es gibt auch Vereine mit anderen, ähnlichen Symbolen: Pfeifen- oder Bierschlüsselclubs.

Bei den Burschenschaften dienten Ritualisierungen vielfach zur Aggressionsbewältigung. Und deshalb nimmt es nicht wunder, daß man Ähnlichkeiten bei den Gruppierungen städtischer Jugendlicher, etwa bei den „Mopedblasen“, beobachten kann. Ähnlich wie bei der „Zuteilung“ von Mädchen bei den Dorfburschenschaften für den Fasching oder Kirtag unterscheidet man bei Mopedblasen häufig zwischen dem „Dauerzahn“ (dem Mädchen, mit dem man „geht“) und dem von der Gemeinschaft „zugewiesenen“ Mädchen, dem „Sonntagszahn“. Aber auch die langen Haare (einst Zeichen des „freien Mannes“!) gehören hierher oder die Lederjacke, Sturzhelm, Gruppenzeichen. Für den Wissenden unerhört eindrucksvoll, für den Beteiligten ganz natürlich und selbstverständlich das Zusammentreffen uralter und ganz neuer Formen, wie in letzter Zeit bei „Totenhochzeiten“ im Burgenland und in Niederösterreich zu beobachten: Da gehen beim Begräbnis ledig verstorbener junger Männer nach als sehr alt belegtem Brauch die „weißen Bräute“ (hochzeitlich gekleidete Mädchen) mit, im Zug dahinter aber – wenn es sich um einen Verkehrsunfall gehandelt hat – die Sportkameraden mit Lederjacke und unter dem Arm gehaltenem Sturzhelm.

„Besonders gut konnte ich in den letzten Jahren die Ritualisierung in der neuen Wanderbewegung, charakterisiert durch die Volkswandertage und die Weitwanderwege, studieren. Nicht nur um die Übergabe von Medaillen, auch sonst hat sich eine reiche Vielfalt von Zeremoniellem entwickelt. Zeichen, Gebärden, Sprachwendungen aus allen möglichen Bereichen – dort oft verschwunden und vergessen – tauchen bei den Wanderfreunden von heute auf. Namentlich wenn es sich um Formen der alten Wanderbewegung oder um solche der Wallfahrer handelt, wird die Regel von der „Wiederverwertung von Restbeständen“ deutlich erkennbar.

Alte Symbole finden ihre moderne Verwendung auch sonst, wobei häufig für die neue Funktion weiter ritualisiert wird. Denken wir z. B. an das Herz. Die alten Symbolfunktionen kennen wir ja: vom in die Bank oder Baumrinde geschnitzten pfeildurchbohrten über das Herz im Möbelzierat bis zur Sprache („herzlich“). Immer mehr macht sich heute die Werbung dieses Symbol zunutze, um zu knappen, optischen, jedermann zugänglichen, einprägsamen, kurz: zu werbewirksamen Aussagen zu kommen – von den „Tieren mit Herz“ bis zum „Valentinsherzen“ am 14. Februar. Wie gesagt, nur ein Beispiel. Im Zuge ihres Umsteigens auf „Waschmittel-Werbemethoden“ hat auch die politische Propaganda die Nützlichkeit volkstümlicher Symbolik entdeckt, ritualisiert sie Aussagen, um sie wirksamer zu machen. Auch hier sei nur auf ein Beispiel hingewiesen: auf das bekannte „Händedruck-Plakat“ der SPÖ mit dem Slogan „Versprochen – gehalten“.

Damit sind wir auch in den Bereich des öffentlichen Brauchtums geraten, der „Öffentlichen Bildgebärde“, wie Leopold Schmidt formuliert hat. Immer mehr Formen – ich erinnere nur an Christbaum und Firstbäumchen – wandern vom privaten in den öffentlichen Bereich oder erobern ihn zusätzlich. Auch dabei stellen wir das Fortschreiten des Ritualisierungsprozesses fest: Baufirmen geben an jene Arbeiter, die an Grundsteinlegungen oder Firstfeiern teilnehmen, eine eigene, „bessere“ Arbeitskleidung aus; für den Spatenstich durch die hochgestellte Persönlichkeit wird auf ein paar Quadratmetern die Erde aufgelockert und mit einem Brettersteg umrandet; das Loch des längst vor dem feierlichen Akt durchgeführten Tunneldurchbruchs wird mit einer Platte oder Ziegelwand wieder verschlossen...

Zunehmend reicher fächern sich die Formen auf in den Stadt- und Gemeindepartnerschaften: Da gibt es nicht nur das Zeremonielle der Verbrüderung selbst, sondern für die Besuche des Bürgermeisters, ja, des ganzen Gemeinderates, des Chores, der Musikkapelle des anderen Ortes, die Feste der „Schwesterstadt“ werden mit-gefeiert, ihr Name prangt, wie in Wiener Neustadt („Schwesterstadt Monheim“), sogar auf den Ortstafeln.

Bei dieser Gelegenheit fällt einem noch die immer buntere Vielfalt, die zunehmende „Geschwätzigkeit“ in der Sprache der Fahnen ein; mit ihrer Hilfe wird die Kommunikation im öffentlichen Bereich großflächiger und dennoch differenzierter.

Aber auch in unserem Alltag brauchen wir, um den Bedarf an neuen Verhaltensweisen zu befriedigen, immer neue Ritualisierungen. Abergläubische Formen z. B. werden längst nicht mehr beachtet, weil man „daran glaubt“, sondern weil man „das eben tut“; daneben werden auch eigentlich religiöse Symbole vollkommen profan verwendet – es sind Symbole einer Gemeinschaft geworden, etwa der Gemeinschaft der Autofahrer, der Wanderer... Es hat sich ein umfängliches, immer komplexer und kompletter wirkendes System herausgebildet, das mehr und mehr den Eindruck einer „Religion für den Alltag“ macht, während die offizielle Religion in den Raum „Fest- und Feiertag“ verdrängt (oder trotz entrichtetem Kirchenbeitrag nicht mehr „konsumiert“) wird.

In einer gegenwartsbezogenen, gesellschaftsrelevant betriebenen Forschung wird man, auch wenn man sich mit Strukturen, Elementen, scheinbar abstrakten Regeln befaßt, nie der von Svensson geschilderten Gefahr ausgesetzt sein, wenn man „eine typologisch-evolutionistische Methode anwendet“, „das Studienobjekt aus seiner Funktion und seinem Milieu herauszulösen“. Eben deshalb ist für die Generative Ethnographie die Aufrechterhaltung der Verbindung mit der herkömmlichen Volks- und Völkerkunde zwar notwendig, die Verbindung über die Kulturethologie mit der Verhaltensforschung aber im wörtlichen Sinne „lebens“notwendig. Darüber hinaus die mit allen Wissenschaften vom Menschen.

Die Kulturethologie aber vermeidet damit die oft zitierte Gefahr des „Biologismus“ (die ich freilich bei jenen Kulturethologen, die ich kenne, sowieso nie gesehen habe). Die „Würde“ und „Besonderheit“ des Menschen ist durch **diese** Wissenschaften am allerwenigsten gefährdet. Wer Generative Ethnographie betreibt, wird tagtäglich an Humboldts Wort vom „unendlichen Gebrauch des Endlichen“ erinnert, steht bewundernd vor der unerhörten kulturellen Leistung, die der Mensch vollbringt, wenn er aus dem verhältnismäßig begrenzten Reservoir von Elementen schöpfend unzählige immer neue Verhaltensweisen hervorbringt, um neue Gegebenheiten zu bewältigen.

Diskussionsbeiträge

(Einige wurden schon in den Vortrag hineingearbeitet, ebenso wie das, was zu den Diapositiven gesagt wurde):

Ich glaube, daß in der weiteren Entwicklung der interdisziplinären Zusammenarbeit eine „Dokumentations- und Informationsstelle“ errichtet werden sollte, welche die Ergebnisse und Erkenntnisse der einzelnen Verhaltenswissenschaften sammelt und den jeweils anderen Disziplinen zugänglich macht (oder sie wenigstens darauf hinweist). Das „Matreier Gespräch“ ist ein entscheidender Anfang und Durchbruch.

Der Vorbehalt der Kulturethologen gegenüber der Soziologie (auch die Ethnologen haben ihn ja) sollte m. E. doch irgendwie abgetragen werden. Einmal haben viele Soziologen die „ideologische Fixierung“ durchbrochen; zum anderen hat die Soziologie wichtige quantitative Materialien gesammelt; das gefürchtete „Soziologen-Chinesisch“ aber sollte ein überwindbares Hindernis sein.

Vielleicht wäre es möglich, daß die Vorträge und Diskussionsbeiträge des „1. Matreier Gespräches für interdisziplinäre Kulturforschung“ gezielt „multipliziert“ werden, indem man jedem Teilnehmer mehrere Publikationen (oder doch Separata des eigenen Beitrages oder auf Anforderung anderer Vorträge) zur Verfügung stellt. Er könnte sie dann Forschern der eigenen Disziplin oder anderen Wissenschaftlern zuschicken, deren Verständnis für interdisziplinäre Zusammenarbeit er zu wecken oder zu fördern versuchen möchte.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1977

Band/Volume: [1977](#)

Autor(en)/Author(s): Petrei Bertl

Artikel/Article: ["Ritualisierung in Gebräuchlichkeiten" und Einführung in die Generative Ethnographie 117-123](#)